

Daß die Psychologie in der Naturhistorischen Gesellschaft einen nicht mehr zu übersehenden Platz gefunden hat, ist durch simple Tatsachen gerechtfertigt: Erst in der Gegenüberstellung zum Menschen wird Natur Objekt von Betrachtung und Erforschung und nur mit Einschluß naturwissenschaftlicher Methoden kann der Mensch realistisch betrachtet, erforscht und beurteilt werden. Weil der Mensch erst am jetzigen Ende der hypothetischen Evolution der Lebewesen auftaucht, heißt das Leitmotiv der NHG berechtigterweise »Natur und Mensch«. Mit dem Menschen beginnt die Angst. Ihr ist der folgende Beitrag des 1. Vorsitzenden gewidmet.

Über die Angst in der Entwicklung des Menschen

VON MANFRED LINDNER

Was Angst ist, braucht man nicht zu beschreiben. Jeder normale Erwachsene hat sie schon erlebt und wird sie wieder erleben. Bis zum Tode ist sie des Menschen treuester Begleiter und mit dem Gedanken an Schmerz, Verlust, Sterben und Tod ist sie am stärksten verbunden. Das Wort Angst stammt von dem althochdeutschen »angust«. Im Sinne von »Enge« und »Beklemmung« gehört es zu der indogermanischen Wortgruppe von »eng« oder »angh«, der das lateinische »angustus« urverwandt ist.

Durchblättert man die älteren Lehrbücher der Psychologie, dann scheint es, als ob die früheren Psychologen abnorm tapfere Menschen waren. Im Lehrbuch der Psychologie von William James (1909) kommt das Wort Angst im Sachregister ebenso wenig vor wie bei Ebbinghaus im Jahre 1918. Immerhin beschrieb James noch die Furcht, Ebbinghaus auch diese nicht. Im Elsenhanns'schen Lehrbuch von 1939, lange Jahre das Standardwerk des Psychologiestudenten, wird die Angst einmal bei den »Sozialgefühlen« und einmal bei der Beschreibung des Schwindels kurz erwähnt. Auch im Sachverzeichnis der »Anthropologischen Psychologie« von Tumlriz (1939) findet man das Stichwort Angst im Sachverzeichnis nicht. Dagegen ist Furcht immerhin dreimal aufgeführt, übrigens gegenüber 35 Erwähnungen des Stichwortes »Nordische Rasse«.

Erst Jaspers beschreibt die Angst in der ihr zustehenden Ausführlichkeit als »häufiges und qualvolles Gefühl«, als einen »ursprüng-

lichen Seelenzustand, das Dasein durchdringend und beherrschend«. »Von einer inhaltslosen gewaltigen Angst bis zur Trübung des Bewußtseins ... bis zur leichten, als fremd und unverständlich empfundenen Ängstlichkeit gibt es alle Grade. Angst ist mit körperlichen Sensationen, Druck-, Erstickungs-, Engegefühl verbunden. Oft wird sie lokalisiert ...« Die Furcht kommt in der sonst so erschöpfenden »Allgemeinen Psychopathologie« (4. Auflage 1946) nur in einem Zusammenhang vor. Für Jaspers gilt: »Furcht ist auf etwas gerichtet, Angst ist gegenstandslos«. Kannten nun die früheren Psychologen Furcht und Angst nur persönlich nicht oder ist — wie López Ibor auf dem Psychiatriekongreß von 1967 in London sagte — die Angst eine Errungenschaft der neuesten Zeit?

Beides ist unwahrscheinlich. Es bietet sich eine viel plausiblere Erklärung an. *Die früheren Psychologen haben die Angst oder die Furcht ganz einfach nicht als Objekt ihrer wissenschaftlichen Forschung anerkannt.* Es wäre auch zu absurd, wollte man annehmen, sie hätten von Angst bzw. Furcht vor Strafe, vor Geistern, vor dem Hund des Nachbarn, vor Prüfungen, vor der Finsternis, vor Spinnen, vor dem tiefen Wasser usw. nie etwas gehört. So ist es nicht zu verwundern, daß die Be-

schäftigung mit dem Angstthema von Psychiatern ausging. *Was wir heute über die Angst wissen oder zu wissen glauben, stammt in der Hauptsache von Freud, zumindest in der Formulierung und Sinndeutung.* In seinen berühmt gewordenen Wintervorlesungen 1915/17 in Wien »Zur Einführung in die Psychoanalyse« sieht Freud die »Angstentwicklung als Reaktion des Ichs auf die Gefahr und als Signal für die Einleitung der Flucht«. Tumlirz schreibt in durchaus demselben Sinne: »Die Furcht dient der Selbsterhaltung«. Können wir also sagen, Angst und Furcht seien dasselbe? Es sieht vorerst nicht so aus; denn Jaspers und Stern schreiben sehr bestimmt, die Furcht sei auf etwas gerichtet, die Angst sei gegenstandslos. Mit Furcht würde also eher eine Einstellung, mit Angst der Zustand beschrieben, der eintritt, wenn das Gefürchtete an uns herantritt – in Wirklichkeit oder in der Vorstellung.

So praktisch eine solche begriffliche Scheidung auch wäre, es steht ihr die tatsächliche Verwendung der Begriffe Furcht und Angst entgegen. Wo man sich früher fürchtete, hat man heute Angst. »Who is afraid of the big bad wolf«? wäre früher mit »Wer fürchtet sich vor dem großen bösen Wolf« übersetzt worden; heute sagt das Kind: »Ich habe Angst vor dem Wolf«. Offensichtlich ist also das Wort Angst (und Angst haben und unter Angst leiden) nicht zuletzt mit Hilfe von Philosophie, Psychologie und Psychoanalyse mehr und mehr an die Stelle der früheren Furcht (und des sich Fürchtens) getreten. Es ist nicht anzunehmen, daß die Kinder und Erwachsenen heutzutage mehr Angst haben als sie sich früher fürchteten. Es ist vielmehr eine sprachliche Verschiebung von der Furcht zur Angst, vom »sich Fürchten« zum »Angst-haben« eingetreten. Zugleich wurde die Angst – mehr noch als das Angsthaben – zu einem Objekt von Beschreibung, Forschung und Therapie. Wenn heute in den angelsächsischen Ländern »anxiety« eine ebenso große Rolle spielt wie bei uns die Angst, so sind nicht zuletzt die deutschsprachigen Wissenschaftler

daran schuld, oder noch einfacher das Deutsch, das Freud verwendete. Denn aus seiner »Angst« wurde in der englischen Übersetzung das früher garnicht so häufige »anxiety«.

Über die Bedeutung der Angst ist man sich einig. Niemand bezweifelt, daß sie *Teil einer Instinkt- und Triebausstattung* ist, die der Mensch von seinen Vorfahren übernommen hat. Beim Säugling wird der *Triebcharakter der Angst* besonders deutlich. Man beobachtet, daß sich hier in ganz bestimmten Situationen Angst entwickelt und zwar bei plötzlichen Veränderungen der Umwelt, etwa beim Verlust des Haltes und des festen Grundes, bei plötzlichen Lichtreizen oder Verdunkelung, bei plötzlichem Lärm oder Schmerz (Stirnimann). Immerhin hat das Kind bis zum achten Lebensmonat aber kein besonderes Feindschema. Jedes auftauchende Gesicht wird mit einem genetisch angelegten, sozialen Kontaktlächeln begrüßt. Erst im achten Monat ist das Gehirn soweit gereift, daß optisch unterschieden und auch gemerkt werden kann. Von jetzt an reagiert das Kind auf ein sippenfremdes Gesicht erst einmal mit Weinen. Wie Biermann auf der 19. Psychotherapiewoche in Lindau 1969 ausführte, benachrichtigt das Alarmweinen die Sippe vom Erscheinen des möglichen Feindes. Der biologische Sinn des »Fremdelns« liegt noch längere Zeit im Unterscheiden zwischen Freund und Feind.

Der Triebcharakter der Angst geht auch daraus hervor, daß sie nicht erlernt werden muß, sondern daß das Kind eben im achten Monat von der in ihm bereitliegenden Ur-Angst regelrecht überfallen wird. »Terminierte Sozialinstinkte lösen eine entsprechend terminierte Verhaltensänderung aus« (Wolfensberger). Mit anderen Worten: von einem bestimmten Alter an können bestimmte Sozialsituationen Angst auslösen. Das geschieht ebenfalls im achten oder neunten Monat, so Wolfensberger, durch das Verlassenwerden, im 14. Lebensmonat durch Droh- und Aggressivmimik und etwa um dieselbe Zeit durch das Erleben der Angst in einem gelieb-

ten Gesicht. Lächelt die Mutter ein hingefallenes Kleinkind ermutigend an, lächelt das Kind mit; sieht das Kind Schreck und Entsetzen im Gesicht der Mutter, wird es selber von der Ur-Angst befallen.

Weit scheint es allerdings mit dieser angeborenen »Alarmangst« nicht her zu sein. Freud klagt als besorgter Vater in diesem Zusammenhang: »Es wäre sehr wünschenswert, wenn es (das Kind) mehr von solchen lebensschützenden Instinkten zur Erbschaft bekommen hätte; die Aufgabe der Überwachung, die es daran verhindern muß, sich einer Gefahr nach der anderen auszusetzen, wäre dadurch sehr erleichtert. Die meisten Kinder überschätzen ihre Kräfte. Sie benehmen sich angstfrei, weil sie die Gefahren nicht kennen und die Folgen der Unfälle nicht abschätzen können. »Das Kind wird«, schreibt Freud weiter, »an den Rand des Wassers laufen, auf die Fensterbrüstung steigen, mit scharfen Gegenständen und mit dem Feuer spielen, kurz alles tun, was ihm Schaden bringt und seinen Pflegern Sorge bereiten muß. Es ist durchaus das Werk der Erziehung, wenn endlich die Realangst bei ihm erwacht, da man ihm nicht erlauben kann, die belehrende Erfahrung selbst zu machen.«

Die instinktive Angst ist demnach für Freud eine Art Vorläuferin derjenigen Angst, die das Kind durch Erfahrung erst »erlernen« muß. Freud nennt diese Angst »Realangst«, weil sie reale Gründe und Zwecke hat und zur Erhaltung des Lebens notwendig ist. Freud hat die Realangst sehr genau von der Angst unterschieden, die er bei seinen neurotischen Patienten, auch bei neurotischen Kindern beobachtete, nämlich etwa eine übertriebene und ungerechtfertigte Angst vor Strafe, eine unerklärliche Angst vor falschem Beichten, vor dem nächtlichen Alleinsein, vor Pferden, vor Geistern, vor dem Arzt, vor dem Lehrer usw. Eines der Freud'schen Beispiele ist folgendes: Ein Kind das sich in der Dunkelheit ängstigt, ruft ins Nebenzimmer: »Tante, sprich doch zu mir, ich fürchte mich«. Die Tante antwortet: »Aber was hast Du davon. Du siehst mich

ja nicht«. Darauf das Kind: »Wenn jemand spricht wird es heller.« Hier gebärdet sich, meint Freud, etwas als Realangst, was in Wirklichkeit der Angst beim Neurotiker entspricht. Die Sehnsucht nach Mutter oder Tante wird durch das Alleingelassenwerden enttäuscht und — in der Sprache Freuds — »unverwendbar gewordenes Libido, die nicht in Schweben gehalten (und momentan nicht auf ein anderes Objekt, z. B. eine Puppe übertragen werden kann) wird als Angst abgeführt«, die nun ihrerseits der Libido, wieder ein Objekt, etwa die sprechende Tante, die Puppe oder der Daumen verschafft.

Handelt es sich hier um eine vielleicht episodische Reaktion, so kennt man doch Kinder, bei denen *Überängstlichkeit ein Dauersymptom* darstellt und die »auch selbst Gefahren finden, vor denen man sie nicht gewarnt hat« (Freud). Freud erklärt diese Ängstlichkeit dieser Kinder so, »daß sie ein größeres Maß von libidinöser Bedürftigkeit in ihrer Konstitution mitgebracht haben oder frühzeitig mit libidinöser Befriedigung verwöhnt worden sind«. Kein Wunder, fährt er fort, »wenn sich unter diesen Kindern auch die späteren Nervösen befinden; wir wissen ja, die größte Erleichterung für die Entstehung einer Neurose liegt in der Unfähigkeit eine ansehnlichere Libidostauung durch längere Zeit zu ertragen«.

Kürzlich wurden in der Poliklinik des Institute for Juvenile Research in Chicago mehr als 3000 verhaltensgestörte Kinder untersucht. *Der Typus des überängstlichen Kindes* — die Amerikaner sprechen ihrer dynamischen Auffassung der Psychiatrie gemäß von *overanxious reaction* — hob sich dabei deutlich heraus. Meist kommen sie aus Familien der Mittelklasse, die große Erwartungen in ihre Kinder setzen. Diese setzen sich ihrerseits hohe Ziele und werden übertrieben kritisch gegenüber sich selbst. Kleine Mißerfolge entmutigen sie, neuen Anforderungen gegenüber sind sie von vornherein mutlos. Es ist schwer zu sagen, wieviel von dieser kindlichen Ängstlichkeit konstitutionell, erworben oder von der

Umwelt induziert ist; auf jeden Fall profitieren die überängstlichen Kinder am meisten von Psychotherapie; oft genügt es schon, wenn Eltern und Lehrer die Anforderungen herunterschrauben.

Gegen Ende seines Lebens hat Freud die Angst immer mehr in den Mittelpunkt des theoretischen Lehrgebäudes der Psychoanalyse gestellt. 1936 kam er zu dem Schluß, die Verdrängung bewußtseinsunfähiger Strebungen sei nicht die Ursache sondern das Ergebnis der Neurose und diene einzig und allein der Abwehr der Angst. Nach dem Tode Freuds hat sich der Amerikaner Sapirstein weiter mit dem Angstproblem beschäftigt. Angst ist für ihn vor allem ein Anzeichen, daß das menschliche Gleichgewicht gestört ist. Störung des Gleichgewichts ist ein Symptom mangelnder Anpassung. Die Ursachen der Angst entdeckt er also, wenn er nach den Ursachen der gestörten Anpassung fragt.

Außer einer realen und als real angesehenen Gefahr unterscheidet Sapirstein folgende *Angstursachen*:

1. *Körperliche Veränderungen innerhalb des Organismus.*

Von dieser Gruppe ist die Herzangst bei Angina pectoris und dem Herzinfarkt am bekanntesten. Grundsätzlich kann aber jede Veränderung im Körper und seinen Funktionen von Angst begleitet sein, etwa Veränderungen im Chemismus des Blutes (Tetanie), toxische Einwirkung (Rausch, Gifte, Alkoholentziehung usw.), Altersveränderung des Gehirns, Depression und Psychose.

2. *Veränderungen in der Umwelt.*

Tod und Krankheit der Eltern, Angst vor dem Verlorengehen bei Trennung, Katastrophen und Flucht lösen oft Angstsymptome aus.

3. *Dauernde Mißerfolge in der Anpassung.*

Hier geht es vor allem um die Schule, später um Prüfungssituationen überhaupt. Die Mißerfolge, oft bei durchschnittlich bis überdurchschnittlich intelligenten Kindern,

beruhen meistens auf zu sklavischem Nachgeben gegenüber elterlichen Forderungen und Wunschzielen.

4. *Ungenügende Vorbereitung in der Kindheit.*

Hierher gehört übermäßige Verwöhnung ebenso wie übermäßige Strenge, vor allem aber mangelhafter Kontakt von Einzelkindern.

Wie wird nun die Angst abgewehrt? In einer Situation, die Angst hervorruft, kann man

1. davonlaufen (Flucht und Rückzug)
2. sich nach Hilfe umsehen (Abhängigkeit)
3. sich durchkämpfen (Angriff, Selbstbehauptung).

Das *Davonlaufen* (1) kann sich dort, wo es im wörtlichen Sinne nicht möglich ist, auf verschiedenen Wegen abspielen. Einer dieser Wege ist die *Verdrängung*, eine »unbewußte tiefenseelische Funktion« (Heiß), die beim Konflikt widerstreitender Tendenzen automatisch in Aktion tritt und etwa Todesfälle, Unglücksfälle, einschneidende Verluste, aber auch Eigentumsdelikte oder sonstige Vergehen gleichsam ungeschehen macht. Beim Kind ist diese Funktion am wirksamsten; beim Erwachsenen wird sie durch die Konfrontierung mit der Wirklichkeit meist schon im Ansatz durchbrochen.

Beim Heranwachsenden können *Müdigkeit und Schlafsucht Symptome des Rückzuges* sein, vor allem, wenn sie mit Tagträumen, ausgedehnten Einschlafphantasien und Wunschträumen verbunden sind. So lebt etwa ein zarter Junge, der kaum Kontakt mit anderen Kindern hat, den ganzen Tag über in Karl-May-Phantasien, die er auch zeichnet und dazwischen in einer Art geheimer Pantomime für sich selbst durchspielt. Er ist in der Schule überfordert und die Besorgtheit der Mutter verschlechtert nur den Zustand.

Extrem selten sind *Totalamnesien* und *Persönlichkeitsspaltungen*. Nur besondere Persönlichkeiten sind der Durchführung oder der Vortäuschung fähig. Im Anfang mancher Spukerscheinungen, bei denen ja meistens

Jugendliche oder infantile Erwachsene beteiligt sind, können *partielle Spaltungsmechanismen* eine Rolle spielen, ebenso bei sog. okkulten Spielereien. Geltungs- und Gewinnstreben scheinen dabei eine größere Rolle zu spielen als die Abwehr von Angst.

Zum Rückzug vor der Realität und zur Abwehr der Angst gehört das Lügen. Jeder Mensch, meint Stern, hat in Situationen, deren Folgen er fürchtet, zunächst die Tendenz, das Unangenehme einfach von sich abzuschütteln, als ob es nicht vorhanden wäre. Über die Verlogenheit hat Lowinsky schon 1914 gesagt, daß sie eine gewisse Beziehung zur »Unangepaßtheit« habe. Sie stellt sich dort als Waffe und Schutzmittel ein, wo der Mensch in schwankenden, unklaren, allzu verwickelten und schwer zu ertragenden Umweltsverhältnissen steht. So begreift man, schreibt Stern, warum Kinder, die besonders streng behandelt werden (also sich in besonderer Gefahr fühlen, die elterliche Zuneigung zu verlieren), besonders zum Lügen neigen. Man versteht ferner, daß Schulkinder, die vielen Reibungen und Zwängen ausgesetzt sind, mehr Anlaß zum Lügen haben als das kleinere Kind, das in der einfachen Durchsichtigkeit der häuslichen Verhältnisse aufwächst.

Zu Flucht und Rückzug gehören sicher viele Fälle von »mangelhafter Konzentration«, bei denen nicht böser oder mangelnder Wille im Spiel ist, sondern das Erlebnis der Insuffizienz und die Angst vor dem Versagen. Sehr oft erfährt man von den Eltern der unkonzentrierten Kinder, daß sie bei lustvollen Betätigungen und solchen, in denen sie mit Erfolgen glänzen können, durchaus bei der Sache sind. Insofern gehört ein Teil der sog. Faulheit hierher. *Faulheit ist ein oberflächlicher, vordergründiger und allzu bequemer Begriff, seine Verwendung manchmal selber Ausdruck von Faulheit.* Neben der konstitutionellen Trägheit der Dicken und Lahmen, sowie der mangelnden Vitalität der Schnellwachsenden und Astheniker gibt es sicher eine *Faulheit als Rückzug und als Schutzmittel vor dem Versagen, das Angst hervorrufen würde.*

»Faule« und erfolglose Oberschüler entwickeln oft einen erstaunlichen Fleiß, wenn sie in einer Lehrstelle mit den einfacheren und lebensnäheren Forderungen der Praxis konfrontiert werden.

Zu den Abwehrmechanismen gehört auch die *Umwandlung (Konversion) des Konflikts in körperliche Symptomatik*. Das Bauchweh des Schülers am Morgen vor der Schulaufgabe kann gespielt sein, dann handelt es sich um Lüge und Betrug, allerdings ebenfalls im Dienste der Angstabwehr. Unangenehme Dinge können aber auch »direkt« körperliche Veränderungen (Bauchweh, Durchfall, Harnrang, Kopfweh) verursachen. Solche Konversionen werden gefördert, wenn man sie regelmäßig mit Erfolg prämiiert. Auch die Angst selbst kann der Angstabwehr dienen. Wenn die »Angst vor der Angst« dazu verhilft, daß man sich der Angstsituation nicht aussetzen muß, wird sie immer wieder auftreten.

Ohne daß es sich *nach Hilfe (2) umsieht*, kann kein Kind sich günstig entwickeln. *Trotzdem muß die so erzielte Abhängigkeit im Laufe des Lebens abgebaut und durch die Fähigkeit abgelöst werden, für sich selbst und andere zu sorgen.* Die Erforschung der verschiedenen Formen, in denen sich Abhängigkeit kindlicher Art im späteren Leben bemerkbar macht, hat zu den größten Erfolgen der Psychoanalyse geführt. Für den späten Freud ist Angst letzten Endes immer Trennungsangst, wie sie ursprünglich bei der Geburt, beim Abstillen, im Kastrationskomplex, im Ödipuskonflikt, aber auch in so alltäglichen Situationen wie dem Alleinschlafen, dem Alleinbleiben, dem Verirren, dem »Vor-die-Türe-gestellt-werden«, des Ausgeschlossenwerdens usw. erlebt wird.

Je stärker die Abhängigkeit, desto eher wird schon der drohende oder vorgestellte Verlust der Hilfspersonen, bzw. ihrer Zuneigung und Hilfe, mit Angst beantwortet und desto eher wird schon im voraus alles getan, um die Hilfe nicht zu verlieren. Viele »gute Eigenschaften« oder besser Verhaltensweisen des Kindes entsprechen dieser *Abhängigkeits-*

haltung. Das brave Mädchen, das zur Freude des Lehrers mit rührender Hingabe die Blumen des Klaußzimmers pflegt, erhält sich damit seine Zuneigung und wehrt erfolgreich die Angst ab, die auftreten würde, wenn ihr diese Zuneigung entzogen würde. Bei diesen Kindern genügt auch zuhause der strafende Blick, das einmalige Übersehen, ein enttäuschtes Kopfschütteln als Tadel. Es sind die gleichen Kinder, die sich gelegentlich wegen einer Fünf im Zeugnis das Leben nehmen. Die positive soziale Bedeutung solcher Einstellungen und Verhaltensweisen im späteren Leben darf nicht übersehen werden. Der Abhängige kann aber auch zum kritiklosen Mitläufer oder gar zum Mitglied einer kriminellen Gruppe werden, wo er durch Identifizierung mit Anführer und Idee eine Stärkung des eigenen Ichs erfährt und damit wiederum Angst abwehrt.

Selbstbehauptung und Angriff (3) haben oft in der »Angst vor der Angst« ihren Ursprung und sind im Grunde Mittel der Angstabwehr. Aufrichtige »Helden« haben das von jeher zu gegeben. Interessanterweise bestehen zwischen Angst und Wut keine wesentlichen physiologischen Unterschiede; lediglich Erlebnis und Verhalten sind verschieden.

Verschieden sind auch die Tendenzen. Während die Angst bewegungsunfähig oder unkontrolliert macht und der selbstzerstörerischen Panik zustrebt, läuft die Selbstbehauptung auf eine Erledigung der Konfliktsituation hinaus. Dazu ist Erfahrung notwendig und die bewußte, willentliche Kontrolle durch das Ich, außerdem Übung und Bewährung. Um die dazu notwendige geschlossene Persönlichkeit zu erreichen, bedarf es einer langen Abhängigkeits- und Erziehungsphase. So hat der Mensch, etwa im Vergleich zum Tier, mehr Gelegenheit, falsche Anpassungstaktiken zu erlernen; zugleich erhält er sich aber auch eine größere Plastizität und erwirbt spezialisierte Geschicklichkeiten — Grundlage jeglicher Kultur und Zivilisation. Am Ende dieser Entwicklung steht das Ziel einer effektiven Selbstbehauptung (Sapirstein) oder der Reife, wie wir sagen würden.

In der Anamnese von Kriminellen und Geisteskranken findet man häufig, daß sie als Kinder keine Gelegenheit hatten, sich mit einem Erwachsenen zu identifizieren. Sie wurden weder ermutigt noch anerkannt und ihre Versuche, sich durchzusetzen, brutal unterdrückt. Manche Psychoanalytiker glauben, daß solche Persönlichkeitsentwicklungen durch schwerste Ängste in Gang gesetzt werden, die durch übertriebene, asoziale und antisoziale Selbstbehauptung kompensiert werden sollen.

Übertriebene Selbstbehauptung findet man aber heutzutage auch bei den Kindern über- toleranter und überprotektiver Eltern oder in Familien, wo der eine Elternteil infolge der übertriebenen Nachgiebigkeit des anderen als hart und unduldsam empfunden wird. Dieses Verhalten der Eltern hat mehrere Gründe. Einer ist ihre Unsicherheit. Sie geben ihre Autorität entweder ganz preis oder setzen sie inkonsequent ein, halten damit die Kinder paradoxerweise länger im Zustande der Abhängigkeit und verlängern so die mit der Abhängigkeit gegebenen infantilen und juvenilen Reaktionen. An dieser Entwicklung ist die Psychoanalyse, überhaupt die moderne Psychologie, nicht ganz unschuldig. Seit dem Beginn des Jahrhunderts hat man den Erziehern immer wieder vorgehalten, wieviel Unheil durch Unterdrückung entstehe, wie Neurosen und Nervosität aus Triebverbot und Triebverzicht entstünden und wie die Verdrängung kindlicher Strebungen das spätere Leben vergifte. So faszinierend auch die Theorien von einer Besserung des Menschen durch Verringerung der »Repression« in Kindheit und Jugend sind, vom »neuen Menschen«, der dadurch langsam entstehen müßte, ist noch nichts zu bemerken. Im Gegenteil: Es hat den Anschein, daß Neurosen, nervöse Störungen, Verhaltensstörungen, Suchterkrankungen und Kriminalität eher im Zunehmen als im Abnehmen begriffen seien. Bei einer Befragung, die kürzlich durchgeführt worden ist, bezeichneten sich 52 Prozent der Heidelberger Studenten als in ihrem Arbeitsvermögen belastet,

36 Prozent erklärten sich als niedergeschlagen, 31 Prozent als besorgt, vor allem über ihre Beziehungen zu anderen Menschen.

Die Psychoanalyse im eigentlichen Sinne ist für moderne »antiautoritäre Strebungen« nicht verantwortlich zu machen. Sie hat erkannt und ausgesprochen, daß die komplizierte Entwicklung des Menschen eine lange Schutzatmosphäre braucht, in der durch Identifizierung mit Eltern und Lehrern Ich und Über-Ich gestaltet und mit dem Es integriert werden können. *Heranwachsende stemmen sich zwar gegen die Erzieherautorität, aber sie brauchen sie vermutlich zur ungestörten Entwicklung. Mangel an Autorität befreit offenbar nicht, sondern »verunsichert« und führt zu Angst, die auf verschiedenen, letztlich wirklichkeitsfremden Wegen abgewehrt werden muß.* Die spektakuläre Ähnlichkeit mancher Gammelfrisuren mit Dr. Heinrich Hoffmann's Struwwelpeter, moderner Demonstrationen mit kindlichen Bandenexzessen und anarchistischer Attentate mit mitleidlosen Bubenstreichern verrät, wie die Jugend der »vaterlosen Gesellschaft« ihre Angst durch gesteigerte und verkrampfte trotzthafte Aggressionen oder mit dem Rückzug in die Unwirklichkeit abwehren muß, ehe sie — vielleicht — die Türe zu einer neuen Gesellschaft aufstößt.

Frau Anna Freud, die Tochter Sigmund Freud's, hat vor kurzem in einer »Übersicht über psychoanalytische Auffassungen von der Entwicklung der kindlichen Sexualität und ihrer Quellen« gefordert, dem Kind müsse vor allem eine *angstfreie Atmosphäre* geschaffen werden. Das geschehe am besten durch Herabsetzung der elterlichen Forderungen etwa hinsichtlich der Nahrungsaufnahme, aber auch durch das Tolerieren autoerotischer Betätigung wie Lutschen und Masturbation. Sie forderte mehr Freiheit für Schau- und Zeigelust, sowie größere Freiheit für Aggressionen und eine größere Aufrichtigkeit in sexuellen Dingen zwischen Eltern und Kind. »Natürlich gibt

es«, fuhr Anna Freud fort, »bei diesem erzieherischen Gewinn auch sehr viele Kehrseiten, z. B. Falscheinschätzung der Sexualität, Defizit in der Moralentwicklung durch Masturbationsfreiheit und Steigen der Gewissensangst beim Sinken elterlicher Strenge«. Solchermaßen aufwachsende Kinder seien also keineswegs angst- und konfliktfreier als die früheren. Neurosen seien eben einmal der Preis, den die Menschheit für die Kulturentwicklung zahlen müsse.

Angstfreiheit wäre demzufolge nur durch den Verzicht auf Kultur zu erreichen. Ich glaube nicht, daß der Mensch dieses Verzichts fähig ist. Seine Unspezialisiertheit und die immense Entwicklung seines Gehirns lassen höchstens eine zufällige Selbstzerstörung, nicht aber einen Verzicht auf Kultur und geistiges Erbe zu. *Die Angst, die bleibt, entpuppt sich als ein wesentlicher Faktor in der Entwicklung des Einzelnen wie der Menschheit. Angesichts des Fehlens von vorgegebenen Verhaltensweisen wirkt sie wie ein höchst subtiles und potentes Steuerungsmittel, von dem wir noch viel zu wenig wissen.*

Literatur: Delay, J. und P. Pichot; Medizinische Psychologie. Stuttgart 1966. — Eysenk, Jürgen: Wege und Abwege der Psychologie. Hamburg 1967. — Freud, Sigmund: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Leipzig, Wien, Zürich, 2. Aufl. 1922. — Freud, Sigmund: Hemmung, Symptom und Angst. In: Schriften zur Neurosenlehre. Wien 1931. — Ders.: The Problem of Anxiety. New York 1936. — Freud, Anna: Übersicht über psychoanalytische Auffassungen von der Entwicklung der Sexualität und ihrer Quellen. Psyche 6 (1968). — Heiß, Robert: Allgemeine Tiefenpsychologie. Bern und Stuttgart 1964. — Jaspers, Karl: Allgemeine Psychopathologie. 4. Aufl. Berlin 1946. — Jenkins, R. L.: Nervenarzt 40, S. 197, 1969. — Kielholz, Paul: Angst. Psychische und somatische Aspekte. Bern und Stuttgart 1967. — Sapirstein, Milton: Emotional Security. New York 1948. — Stern, William: Psychologie der frühen Kindheit. Leipzig 1927. — Stirnimann, F.: Psychologie des neugeborenen Kindes. Zürich—Leipzig 1940. — Wolfensberger-Hässig, Christoph: Vortrag auf der 19. Psychotherapiewoche Lindau 1969 (Selecta Nr. 30, 2417).

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Natur und Mensch - Jahresmitteilungen der naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg e.V.](#)

Jahr/Year: 1970

Band/Volume: [1970](#)

Autor(en)/Author(s): Lindner Manfred

Artikel/Article: [Über die Angst in der Entwicklung des Menschen 56-62](#)